Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 130 Bromberg, den 20. Dezember 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(22. Fortsetzung.)

3.

Sanders und Nagel standen in der Zentrale des Flugzeuges a und hatten gerade eine Aufnahme der Sonnenhöhe gemacht. Dann wurden die Uhren verglichen, um aus der Tabelle die genaue Orientierung abzulesen.

„Einen Strich mehr links“, rief Nagel in das zum Führerstand gehende Sprachrohr. „Wir sind von unserem Längengrade um zwei Minuten abgewichen.“

„86,75 Breite“, sagte Sanders. „Noch 10 Gradminuten, und wir haben die ungefähre Stelle von Platinia erreicht, vorausgesetzt, daß die von Mr. Cook im vorigen Jahre gemachten Messungen richtig waren.“

Nagel hatte ununterbrochen auf das Chronometer geblickt. Jetzt rief er ins Sprachrohr:

„Niedergehen und dicht über dem Erdboden kreuzen.“

In langsamen Spiralen schraubte das Flugzeug herab. In den tieferen Schichten war es dunstig, und die Sonne bekam einen rötlichen Hof. Allmählich tauchten die Konturen des Gebirges auf, das sie in großer Höhe überflogen hatten. Bald vermochte man auch die Umrisse der Erdoberfläche zu unterscheiden.

„Es stimmt genau“, rief Nagel froh. „Ich erkenne unser Tal vom vorigen Jahre wieder. Nur bedeutend mehr Schnee liegt noch. Immerhin sind bereits einige grüne und schwarze Flecke sichtbar.“

Fünf Minuten später kreisten sie dicht über dem Boden, während Flugzeug Ib sich noch etwas höher hielt.

„Wollen Sie es jetzt nicht mit der Rute versuchen?“ bat Nagel.

„Es ist zwecklos“, sagte Sanders. „Bitte drängen Sie mich nicht. Ich sagte Ihnen bereits mehrfach vor der Abfahrt, daß ich Ihnen in meinem augenblicklichen Zustande nicht zu helfen vermöchte. Aber Sie wollten ja von keinem Aufschub wissen und bestanden auf meiner Mitreise.“

„Hindernisse sind dazu da, um überwunden zu werden“, rief Nagel. „Wozu ich mich entschlossen habe, das gebe ich so leicht nicht auf.“

Mit scharfen, aufmerksamen Augen musterte er die ihm bekannt vorkommende Gegend.

„Landen“, schrie er plötzlich scharf ins Sprachrohr.

Gleich darauf rutschte das Flugzeug auf einer glatten Schneehalde entlang und stand unversehrt. Ein heftiger Bodenwind zwang den Führer, die Propeller mit mäßiger Fahrt weiterlaufen zu lassen, um die Maschine festzuhalten, bis sie verankert war. Eine Minute später landete auch Ib dicht daneben.

Die Begleitmannschaften sprangen heraus, Halteseile wurden gespannt, die Tragflächen eingezogen, worauf auch das Surren der Motoren verstummte. Nagel streckte seinen Kopf ins Freie.

„Donnerwetter, ist das verflucht kalt hier“, rief er lustig. „Rasch Lederwesten und Pelzzeug anziehen.“

Nach fünf Minuten war alles dem nordischen Klima entsprechend gekleidet. Nagel verließ als erster das Flugzeug. Er trug eine gewickilte Rolle, der er die deutsche Flagge entnahm. Raschen Schrittes eilte er zu einem aufragenden Felsblock, wo er die Flagge zwischen zwei Steinen einklemmte. Dann winkte er alle Männer herbei.

„Liebe Kameraden und Mitarbeiter“, begann er. „Feierliche Worte liegen mir nicht. Und doch hat dieser Augenblick eine gewisse Bedeutung. Ich nehme hiermit dieses Neuland, das den Namen Nova Thule erhält, für unser Vaterland, für Deutschland in Besitz. Da nach dem Völkerrecht eine solche Besitzergreifung nur dann zuläßig ist, wenn wir eine dauernde Niederlassung hier errichten, so teile ich Ihnen mit, daß ich mit denjenigen Männern, die sich freiwillig bereit erklären, zunächst den kommenden Winter hier bleiben werde, bis es sich herausgestellt hat, ob dieses Neuland tatsächlich den hohen Wert besitzt, den wir von ihm erhoffen. Und nun: Ein dreimaliges Hoch auf unser altes, unvergängliches Deutschland!“

Hell klang der starke Ruf der Männer durch das weltvergessene Nordlandtal.

„Jetzt an die Arbeit“, rief Nagel frisch. „Eingeteilt ist bereits. Also Nachsehen der Maschinen, Trinkwasser suchen, während der Rest die nähere Umgebung auskundschaftet. Falls Sie jagbare Tiere sehen, suchen Sie etwas zu erlegen. Herr Sanders und ich werden die Platinader wiederfinden. In drei Stunden treffen wir uns hier.“

Als die Mannschaft sich zerstreut hatte, sagte Sanders:

„Wir werden die Platinader nicht finden.“

„Warten wir ab“, meinte Nagel frohgelaunt. „Ich werde Ihr Erinnerungsvermögen ein wenig unterstützen. Vielleicht kommt Ihnen an Ort und Stelle die verlorene Fähigkeit zurück.“

Sanders schüttelte den Kopf. Dann fragte er:

„Was werden unsere russischen Freunde zu der Besitzergreifung für Deutschland sagen?“

„Ich wollte ein fait accompli schaffen. Natürlich gibt es Schwierigkeiten. Aber denen werde ich zu begegnen wissen. Nun aber zu unserer Arbeit!“

Während Sanders in trüber Verzweiflung vor sich hinstarrte, ergriff Nagel ein scharfes Zeißglas und durchmusterte aufmerksam die ganze Umgebung. Plötzlich setzte er es ab und ging raschen Schrittes zum Rande des Schneefeldes, wo eine lichtgrüne Fläche die ersten Gräser des nordischen Sommertages hervorzauberte. Langsam folgte Sanders.

Nagel machte an einem kleinen Steinhügel halt.

„Nehmen Sie die Rute“, befahl er.

Mechanisch zog Sanders die Silberschlinge aus der Tasche.

„Und nun gehen Sie hier vorwärts.“

Sanders macht ein paar Schritte in der angegebenen Richtung. Auf einmal durchfuhr es ihn. Die Silberschlinge drehte.

„Bei Gott, hier ist es“, murmelte er. „Ich fühle es genau trotz der schwachen Wirkung. Allein hätte ich die Stelle nie wiedergefunden.“ Erschöpft ließ er die Rute sinken. „Woher wußten Sie es?“ fragte er fast ängstlich.

Nagel lachte.

„Sehen Sie sich bitte diese beiden Steinpyramiden an. Die errichtete ich voriges Jahr zur Sicherheit schnell an den Endstellen des von Ihnen gefundenen Platinlagers. Ich gehe gern sicher und wollte nicht alles auf eine Karte setzen. Es konnte Ihnen etwas zustoßen. Schließlich sind wir alle sterblich.“

„Ich bewundere Sie“, sagte Sanders.

„Nun lassen Sie uns die Anlage der Grube überlegen“, meinte Nagel. „Morgen, wenn die Wohnschiffe mit der Arbeitskolonne eintreffen, müssen wir sofort die richtigen Anweisungen geben. In etwa 10 Meter Tiefe liegt doch die Ader?“

„So stellte ich voriges Jahr fest. Wir können also im Tagebau arbeiten."

„Ich bezweifle, ob das praktisch ist. Denken Sie an das unerbittliche Klima und das stets wechselnde Wetter. Im Winter vor allem müssen wir mit starken Schneeverwehungen rechnen. Ich meine, wir richten uns nur auf unterirdischen Betrieb ein. Eine Förderanlage ist bei der geringen Tiefe unpraktisch. Wir nehmen einen sanft geneigten Stollen als Einfahrt und sprengen unten größere Räume aus, die wir elektrisch erwärmen müssen, denn die Außentemperatur wird sich hier noch bis in größere Tiefen fühlbar machen."

„Ich möchte doch vorschlagen, zunächst einen einfachen Schacht bis auf die Platinader niederzutreiben", entgegnete Sanders. „Es ist zu wichtig, uns von dem tatsächlichen Vorhandensein des Platins auf die schnellste Weise zu überzeugen."

„Setzen Sie Zweifel in Ihre Antennentätigkeit?"

„In letzter Zeit habe ich an manchem zweifeln gelernt. Ich will rasche Gewißheit haben. Auch für die Geldgeber unseres Unternehmens wird die Bestätigung der erwarteten Platinfunde äußerst wichtig sein."

„Diesen Gesichtspunkt lasse ich gelten", stimmte Nagel zu.

Von fern ertönten mehrere Schüsse. Nagel blickte mit seinem Zeißglase dorthin.

„Hallo!" rief er frohgelaunt. „Die Unsrigen sind bereits auf der Jagd. Ich glaube, sie haben eine Herde Moschusochsen aufgetan. Dieses Land verspricht mehr, als ich zu hoffen wagte. Frisches Fleisch ist höchst wertvoll für uns. Auch zum Gemüsebau werden wir übergehen können. Natürlich unter Glasfenstern und im Winter bei künstlicher Sonne. Sie sollen sehen, es wird sich recht erträglich in unserem Nova Thule leben."

„Hier in Platinia scheinen tatsächlich ganz leidliche Verhältnisse zu herrschen. Doch wie wird es in Petrolea, wohin unser Kraftwerk und die Hauptanlagen kommen? Dort liegt das ganze Gebiet unter einer Eisschicht von über 100 Meter Stärke."

„Auch damit werden wir fertig. Das feste, kristallische Überlandeis nützt uns in anderer Weise. Es wird das Baumaterial für unsere Gebäude bilden. Eine ganze unterirdische Stadt soll unter dem Eise entstehen. Maschinenhallen, Wohnungen, ja vielleicht sogar Gärten, erleuchtet und erwärmt von künstlichen Sonnen, lassen sich mit Leichtigkeit in dem festen und doch unschwer zu bearbeitenden Eis schaffen. Als nächstes bauen wir eine Tunnelbahn von Petrolea nach hier, soweit das ewige Eis reicht, und auf der anderen Seite bis ans Ende von Nova Thule, Alaska gegenüber. Im leicht zerstörbaren Eise wird sich zwanzig, ja hundertmal so schnell arbeiten lassen wie im festen Gestein."

„Gewiß ist das Eis leicht zu bearbeiten und besitzt andererseits auch genügende Tragkraft. Aber unter der Innenwärme der erheizten Räume wird es fortschmelzen."

„Auch dafür ist gesorgt. Meine Versuche ergaben, daß eine Doppelschicht dünner Asbestplatten mit hohlem Luftraume dazwischen völlig gegen Wärme sowohl wie gegen Kälte isoliert. Wir machen uns das System der Thermosflaschen zunutze. Sie erinnern sich, daß ich auf Errichtung der großen Asbestfabrik in Uralsk drang? Nur Blankenburg wußte Bescheid. Man muß nicht alle Absichten vorher bekannt geben."

Eine Zeitlang noch umschritten sie die nähere Umgebung der zukünftigen Platingrube und besprachen technische Einzelheiten. Dann ging es zum Landungsplatz zurück. Eine Quelle mit schönem, klarem Wasser war nicht allzu weit entdeckt worden, und die Jäger brachten ein erlegtes Moschuskalb und zwei Schneehasen mit.

„Jetzt zum Mittagessen", rief Nagel. „Und dann alle Mann auf mindestens sechs Stunden in die Kojen. Wir brauchen Kräfte für die kommende Arbeit."

So endete der erste Tag in Nova Thule, der neuen deutschen Kolonie, die dazu bestimmt war, die Welt wiederum in Brand und Unruhe zu versetzen.

Am Tage, als Staffel 8 abfliegen sollte, brachten die entleerten Flugzeuge der Staffel 6 folgende Mitteilung Nagels für Günther, der sie alsbald Stratoff mitteilte:

Platinia, den 15. Juni.

An Etappenhauptort Archangelsk.

Platinader heute in 11 Meter Tiefe angeschlagen. Fundergebnis überraschend groß. Sanders schätzt mit mir die mögliche tägliche Ausbeute auf 10 Kilogramm. Probe anbei im verschlossenen Kästchen. Hier alles wohl. Funkenstation ist angelangt und wird in etwa vier Tagen fertig montiert sein. Nagel.

Telegramm des Volkskommissars des Äußern.

An Sowjetbotschaft in Berlin (chiffriert).

„Fragen Sie bei deutscher Regierung an, ob Direktor Nagel der deutschen Regierung Nova Thule annektierte. Erheben Sie gleichzeitig Protest gegen dieses einseitige Vorgehen. Wir erwarten detaillierten Bericht."

Telegramm an den Außenkommissar Moskau (chiffriert).

„Die deutsche Regierung gab weder einen Auftrag zur Besetzung von Nova Thule, noch hegt sie die Absicht, jemals dieses Land zu annektieren. Dieses hat mir der Reichskanzler persönlich bestätigt. Nagels Vorgehen wird hier als törichter und unbesonnener Streich betrachtet, dem keine Bedeutung beizumessen sei. Sowjetbotschaft, Berlin."

Extrablatt des „New York Herald".

„Ungeheure Platinfunde in Nova Thule. Monatliche Förderung auf 500 Kilogramm geschätzt. Platin-Monopol der deutsch-russischen Gesellschaft. Unausbleibliche Wirkung auf handelspolitische Verhältnisse. In unserem in einer Stunde erscheinenden Abendblatt werden wir das bedeutungsvolle Ereignis eingehend würdigen."

Schreiben Stratoffs an Nagel.

Überbracht durch Flugzeug der Staffel 9.

Lieber Herr Mitdirektor! Die von Ihnen übersandte Platinprobe ist erstklassig. Unser gesamtes Platinvorkommen im Ural ist kaff dagegen. Also hatte Herr Sanders doch recht, und mein gutes Geld ist nicht fortgeworfen. Jetzt heißt es aber mit Macht zur nächsten Etappe, also nach Petrolea. Dem ersten Erfolge muß sich alsbald der zweite anschließen.

Ich bitte Sie daher, sofort mit Sanders einen Erkundungsflug dorthin zu unternehmen. Sanders muß möglichst genaue Messungen aller Art machen, deren Ergebnisse durch sichere, auf der Oberfläche anzubringende Erkennungszeichen festzulegen sind. Erst dann vermögen wir weiter zu disponieren. Sagen Sie dem großen Wünschelrutenmanne meinen Glückwunsch und unaussprechliche Bewunderung. Fürstin Linda, die ihm persönlich schreibt, ist womöglich noch begeisterter als ich.

Flugzeug 7b ging über Franz-Josephs-Land verloren. Alle Nachforschungen des Begleiters 7a blieben ergebnislos. Wahrscheinlich mußte 7b Notlandung machen, wobei es zerschellte. Derartige Verluste sind unvermeidlich und werden sich noch öfter wiederholen. Zur Aufmunterung unseres Personals stiftete ich für die Hinterbliebenen 10 000 Dollar.

Glückauf und besten Gruß Stratoff.

Beiliegendes Schreiben ist nur für Sie bestimmt.

Wie steht es mit der Gesundheit von Sanders? Hat er seine Kraft wiedergewonnen? Die Fürstin machte mir besorgniserregende Andeutungen. Bringen Sie ihn nur noch dazu, die Messungen in Petrolea auszuführen, und markieren Sie genau die von ihm bezeichneten Stellen. Dann kann er unsertwegen nachher völlig zusammenbrechen und sich erst mal längere Zeit in Saratu in den Armen der Liebe erholen. Geben Sie mir sofort und geheim Nachricht. St.

Funkentelegramm Nagels an Günther.

Soeben von Erkundungsflug nach Petrolea zurück. Das im vorigen Jahr angebrachte Erkennungszeichen wurde durch Stürme verweht. Schließlich fanden wir es. Danach ließ sich Lage des Ölgebietes nur ungefähr bestimmen. Sanders versagte leider wegen Erkrankung. Trotzdem bin ich eines Erfolges sicher. Beschleunigen Sie Vorbereitungen für Petrolea, da hier in wenigen Tagen alles fertig.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glückliche.

Der hohe Kalif wandelte mit seinen Weisen durch die Straßen. Sie pflegten kluge Gespräche. Von dem größten Geheimnis redeten sie: vom Glück. Das Volk wich ihnen ehrfürchtig grüßend aus, um ihre Gedanken nicht zu stören. Sie kamen zum Stadtteile, wo nur die Armen wohnten. Vor einer Hütte saß ein schlecht gekleideter Mensch. Der grüßte nicht und wich nicht zur Seite, als die vornehme Gesellschaft an ihm vorüberschritt. Er saß in der Sonne und lächelte still vor sich hin.

„Erkennst du nicht die ehrfurchtgebietende Gestalt des hohen Kalifen?" flüsterte ihm einer aus dem Gefolge zu. Doch der Man schien nicht zu hören. Er lächelte weiter.

„Hoher Kalif, er muß taub sein!" meinte der Höfling.

„Nein, er ist stumm, denn er grüßte nicht!" sagte ein anderer.

Ein dritter sah ihm in die glanzlosen Augen. „Er ist blind!" sprach er. Sie standen alle um den Mann, der sie nicht beachtete. Er hatte eine Schnur grober Tonperlen in der Hand und ließ sie durch die Finger gleiten. Sein Lächeln ähnelte nicht dem verzerrten Grinsen eines Toren. Auch dem ein wenig verächtlichen, entsagungsvollen eines Weisen

schien es nicht gleich. Er lächelte wie ein frommer Sohn Mohammeds lächeln müßte, der nicht daran denkt, daß sein Nachbar zwei Kamele mehr in seiner Herde hat und daß das Weib seines Bruders schöner und seine Kinder stärker waren als die eigenen. Wie ein Kind lächelte er.

Eine Frau stürzte aus der Hütte und warf sich vor dem Kalifen nieder. „Verzeih meinem unglücklichen Sohn", rief sie, „daß er nicht in den Staub niedersinkt vor dir! Sein blindes Auge kann deine Schönheit nicht sehen. Vergib ihm, daß er deinen Ruhm nicht preist. Sein Mund ist stumm und sein Ohr konnte auch nichts von deinen Taten vernehmen — er ist taub. Drei Söhne habe ich, er ist der jüngste und er war der Schönste, der Beste und Klügste von ihnen. Da ging er eines Tages in den Wald. Ein Unwetter brach los. Ein Baum stürzte, vom Blitze getroffen, halb auf ihn. Er verlor vor Schreck Gehör, Gesicht und die Sprache seines Mundes."

Alle schwiegen von Mitleid erfüllt. Nur der Krüppel spielte weiter mit seinen Perlen und freute sich ihrer Glätte. Endlich sprach der Kalif: „Wahrlich, noch nie sah ich einen Menschen, der so elend war wie dein Sohn. Und doch lächelt er — und es ist nicht das Lächeln eines Irren!"

„Nein, hoher Fürst, er ist nicht irre — er lächelt immer. Nie noch habe ich einen Laut von ihm vernommen, der darauf deuten könnte, daß er unzufrieden wäre mit seinem Leben. Er ist der Heiterste unter meinen Söhnen. Er tastet sich selbst an den Platz, den die Sonne bescheint. Er spürt sie und dann bleibt er in ihren Strahlen sitzen, spielt mit seinen Perlen und ist glücklich!"

Hört ihr das stolze Wort „Glück"?" rief der Kalif, „wie lange schon forschen wir nach dem Rätsel, das dieses Wort bedeutet! Und dieser Krüppel kennt die Lösung. Der bringt zusammen, was dem Reichsten, dem Weisesten nicht gelingt. Er ist glücklich! Welch Wunder des Himmels! Oh, wenn dieser Mann noch sehen, hören und sprechen könnte! Der ganzen Welt wäre geholfen! Wie glücklich wäre sie! Und alle, die sein Geschick sehen könnten, würden sich ihrer eigenen Unzufriedenheit schämen. Nur einen Glücklichen im Lande und alle werden ihm gleich sein. Zehn Beutel Goldes dem Arzte, der ihn heilt. Mit diesem Glücklichen würde das Glück Einzug halten in mein Land!"

Die Ärzte hörten von dem Versprechen des Kalifen und nahmen sich Omars, des Krüppels an. Sie versuchten ihre Kunst an ihm und siehe: es gelang! Als Omar eines Morgens erwachte, hörte er Menschenstimmen in die Stille dringen, die ihn bisher umgeben hatte. Seine Brüder stritten miteinander. Wüste Schimpfworte hörte er. Erschreckt öffnete er die Augen — und er sah. Sah wie der Jüngere den Älteren an den Haaren gefaßt hatte und ihn aus Leibeskräften daran zerrte, während der Andere versuchte, ihn mit den Füßen zu stoßen. Omar sprang auf und wollte die beiden trennen. Er wußte nicht, daß dieser brüderliche Zwist jeden Morgen stattfand und daß die beiden Gegner gleich darauf die besten Freunde waren. Heute aber sollte es anders kommen. Die Gegenwart des Dritten erregte die beiden noch mehr. Zum Unglück hatte Omar auch die Sprache wieder gewonnen. Er gab dem jüngeren Bruder im Streite recht. Da wandte sich der mit neuem Mut in den Kampf, während der Ältere in der Wut noch stärkere Schläge austeilte. Schließlich einigten sich die beiden Gegner und gingen mit vereinten Kräften auf Omar los, der jetzt kein Krüppel mehr war und auf den man demgemäß keine Rücksicht mehr nehmen mußte.

Als der hohe Kalif mit all seinen Weisen kam, um sich an dem Anblick des glücklichsten Mannes in seinem Reiche zu weiden, traf er ihn an der Schwelle sitzend und sich den schmerzenden Rücken reibend. Mißmutig sah er den Ankommenden in den prächtigen Kleidern entgegen.

„Wie glücklich mußt du jetzt sein!" sprach ihn der Herrscher an. Da lachte Omar wütend auf und eine Flut von Klagen und Anschuldigungen ergoß sich auf das Haupt des Fürsten, daß der sich schleunigst mit all seinen Weisen entfernte „Also habe ich mich auch in diesem Manne getäuscht!" sprach der Kalif traurig, „hat auch der nicht das seltene Talent zum Glücklichsein. Wieviel hat er gewonnen und wie hat er es mir gedankt!"

Die andern Weisen mischten sich ins Gespräch und sagten gar gelehrte Dinge über die Eigenart des Menschen, das Glück nicht zu ertragen. Sie alle waren ärgerlich und dachten an die zehn Beutel Goldes, die der Arzt bekommen hatte. Wahrlich, zehn Beutel Goldes waren zuviel bezahlt für einen Unzufriedenen mehr im Lande!

„Das Glück hat ihn habgierig und unzufrieden gemacht!" meinte der eine.

„Er wünscht sich Gold!" der zweite.

So sprachen sie weiter und waren alle voll Groll über die Undankbarkeit des Krüppels.

Nur der Mann, den der Kalif immer für den Weisesten unter den Weisen gehalten hatte, ging daneben her und schwieg. „Warum sprichst du nicht?" fragte ihn der Fürst. „Warum läßt du allein das Licht deines Geistes nicht leuchten?" Der Weise sprach nachdenklich: „Vielleicht tust du dem Manne unrecht, hoher Kalif, vielleicht ist er gar nicht so undankbar, wie wir alle meinen!"

Die andern fuhren ihm empört in die Rede, doch der Fürst winkte ihnen zu schweigen und bat den Weisen, fortzufahren. Und der fragte: „Sahst du schon einmal in deinem Leben einen wahrhaft glücklichen Mann?"

„Nein", antwortete der Fürst, „nur diesen Krüppel, den ich noch glücklicher machen wollte und der es mir mit schnödem Undank lohnt!"

„Ja, Fürst, du handeltest edel an ihm. Allah wird es dir lohnen. Du machtest ihn sehend, hörend, du gabst ihm die Sprache — aber siehe, vielleicht muß man blind, taub und stumm sein, um auf dieser Welt glücklich zu sein. Es ist wohl nicht Undankbarkeit, er kann nichts dafür!"

Alle schwiegen von den neuen Gedanken betroffen. Endlich sagte der Kalif: „Vielleicht sprachst du jetzt die größte Wahrheit, mein Freund. Aber wir wollen diesen Ausspruch doch nicht im Goldenen Buche aufzeichnen, wie wir es sonst tun — denn es gibt Weisheiten, die nur für uns Weise sind und von denen das Volk besser nichts erfährt."

Hella Hofmann.

Der allmächtige Nizam.

Ein beutelüsterner Fürst.

Ein Hindernis für den internationalen Handel.

Der König von England nennt sich zwar stolz auch Herrscher von Indien, in einem indischen Staat aber steht seine Allmacht nur auf dem Papier, und zwar ist dies Hyderabad.

Dort ist der Nizam (zu Deutsch „Fürst") doch noch mächtiger, als der Kaiser von Indien. Die Anordnungen, die dieser für Hyderabad erläßt, werden nur befolgt, wenn der Nizam es gutheißt. Der Nizam heißt das nur gut, was ihm und seinem Staate nicht abträglich ist. Umgekehrt gibt der Nizam Gesetze heraus, die ihm für sein Land nützlich erscheinen, und kein Brite, und sei es auch der Herrscher selber, darf ihm da etwas dreinreden.

Dieses Selbstherrschertum des allmächtigen Nizam ist für den internationalen Handel sehr unbequem, wie sich erst jetzt wieder gezeigt hat. Hyderabad ist nämlich nicht nur selber dank seinem großen Reichtum ein großes Absatzgebiet für Luxus- und Gebrauchsartikel aller Art, es spielt auch als Durchgangsstaat bei der Güterbeförderung ins Innere Indiens eine bedeutungsvolle Rolle. Der Zoll, den Britisch-Indien kraft der bestehenden Zollverträge von den eingeführten Waren erheben darf, wird bereits in der indischen Hafenstadt, in der das Schiff gelöscht wird, eingezogen, so daß von da an nach der Verzollung der Weg zum Bestimmungsort frei ist. Das wickelt sich auch in allen indischen Eingeborenenstaaten glatt ab, nur nicht in Hyderabad. Kommt dort der Kaufmann mit seinen Gütern an und will sie den ansässigen Händlern zuführen, dann geht der Schlagbaum herunter, und es heißt: „Halt! Erst den Zehnten bezahlen!" Protestiert der Kaufmann und beruft er sich darauf, daß die Ware schon verzollt ist, dann schütteln die braunen Gesellen ihre Turbane und sagen:

„Was Ihr am Wasser bezahlt habt, das schiert uns wenig. Der Nizam will's, und also geschieht's. Entweder Ihr zahlt den Zehnten oder Ihr zieht wieder ab. So befiehlt's uns der Nizam, und sein Befehl ist uns heilig!"

Was bleibt da den Kaufleuten übrig. Sie müssen wohl oder übel dem allmächtigen Nizam den „Backschisch" von zehn Prozent bezahlen. Denn wenn sie die Ladung wieder zur Küste zurückbeförderten, würden sie noch viel mehr zusetzen. Ganz besonders bitter empfinden sie diesen Raubzoll, wenn sie ihre Waren nur durch Hyderabad hindurchführen müssen. Da dieser „Zehntenraub" in der Hauptsache beim Nizam verbleibt, und nicht etwa dem Staat in seiner Gesamtheit zugute kommt, so erfreut sich diese einnehmende Persönlichkeit eines Reichtums, den man gemeinhin nur bei Märchenkaisern und -Königin anzutreffen pflegt.

Die internationale Handelswelt hat schon wiederholt Versuche gemacht, England zu bewegen, hier Remedur zu schaffen. Aber das britische Reich kann offensichtlich gegen diesen einzigartigen „Vasallen" nicht aufkommen. Es hat sich anscheinend selber schon dem „Gewohnheitsrecht" angepaßt. Nur um dem beutelüsternen Nizam die Lust zu nehmen, noch höhere Beträge zu erpressen, hat man in das dicht an der Grenze gelegene Secunderabad eine starke europäische Besatzung gelegt. Es soll nämlich vorgekommen sein, daß die dunklen Zollerheber bei passender Gelegenheit auch noch etwas für sich herausschlagen wollten. Ob aber die englische Besatzung viel Respekt einflößt, erscheint mehr als fraglich. Jedenfalls ist diese bisher aus ihrer Untätigkeit

noch nicht herausgetreten. Sie wird wohl auch dem allgewaltigen Nizam und seinen Leuten kein Haar krümmen, selbst wenn es ihm eines Tages paßt, „aus eigenem Recht" eine Zollerhöhung vorzunehmen. M. F.

Der Luftballon.

Von Anne-Marie Mampel.

(Nachdruck verboten)

An der Ecke, neben den Blumenfrauen mit ihren buntleuchtenden Körben, stand der Mann mit den Luftballons. Blau und rot und grün strebten die prallglänzenden federleichten Gebilde dem Himmel zu.

Fritzchen, der an der Hand seiner hübschen, jungen Mutter vorüberging, versuchte stehenzubleiben.

„Mutti, bitte, kauf mir doch einen!" bettelte er mit verlangenden Blicken nach den schwebenden Bällen.

Doch die Mutter hörte nicht. Die Blumenfülle in den Körben der Händlerinnen nahm sie gefangen. Wie diese Blüten, in kristallene Schalen und edle Vasen sinnvoll geordnet, ein Heim zu schmücken vermöchten, zu erhellen und zu durchduften, ging ihr dabei durch den Sinn.

Ihr Heim? ... Die schmalen, blaßroten Lippen preßten sich aufeinander und zwischen die Brauen gruben sich zwei scharfe Fältchen.

Ihr Heim ... sie hatte es sich einst anders geträumt. Hell, geräumig, elegant. Und nun diese zwei geschmacklos möblierten Zimmer mit Kochgelegenheit bei fremden Leuten. Beengt, ungemütlich, seelenlos ...

Überhaupt ... die Lippen preßten sich fester, die Fältchen wurden tiefer. Überhaupt war alles ganz anders gekommen, als sie es erhofft. Die himmelstürmende Liebe, wo war sie geblieben? ... Und das jauchzende Glück? Der Alltag hatte sie beide abgenutzt, verbraucht, verschlungen ...

Sie wandte den Kopf, um die Blumen nicht mehr sehen zu müssen.

„Mutti, kauf mir doch einen Luftballon!" bettelte da wieder die Stimme des Bübchens.

Auch dieses kleine Herz trug Wunsch und Sehnsucht. Als sie lächelnd gewährte, gab Fritzchen nach ernster Wahl einem leuchtend roten den Vorzug vor den blauen und grünen. Der Händler belehrte ihn:

„Festehalten, Kleener ... immer feste. Sonst fliegt er weg."

Den Faden im krampfhaft geschlossenen Fäustchen, zog Fritz an seiner Mutter Hand von dannen. Seine Augen strahlten Stolz und Freude; sein ganzes Denken aber kreiste um die Mahnung: Festhalten — sonst fliegt er weg.

Und doch geschah's nach einer knappen halben Stunde, daß die Finger sich lockerten — ein Wagen voll Obst mochte Schuld daran tragen — und ehe Fritzchen es sich versah, entschwebte der rote Luftballon nach oben ...

Sein eben noch lachendes, rundes Kindergesicht verzog sich in Grimassen der Verzweiflung; sein Klagegeschrei, laut und herzzerreißend, zwang die Vorübergehenden, stehen zu bleiben.

Ein hagerer Herr, dessen Gesicht von vielen Rinnen durchfurcht war, und der den Vorgang mitangesehen hatte, griff tröstend ein:

„Weine nicht, mein Kind," sagte er sanft. „Wenn er dir jetzt nicht entflogen wäre, hättest du erlebt, wie er klein, matt und häßlich geworden, und endlich nichts mehr als ein Bindfaden und ein verschrumpeltes Häutchen gewesen wäre."

Und, zur Mutter gewandt, fuhr er fort:

„Dieser Luftballon hat Ihrem Söhnchen alles geschenkt, was wir vom Leben erwarten dürfen: die Süßigkeit der Sehnsucht, den Rausch des Besitzes und den bitteren Schmerz des Verlustes ... Ein Tor, der mehr verlangt."

Dann grüßte er flüchtig und ging seines Wegs. Sie aber sah ihm lange und versonnen nach, während sie ihres Bübchens Tränen mit ihrem Batisttüchlein trocknete.

Bunte Chronik

* **Das Grübchen der Schröder-Devrient.** Fanny Lewald hat in ihrem Buche „Zwölf Bilder aus dem Leben" auch der großen dramatischen Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient einen längeren Abschnitt gewidmet. Das erste Zusammentreffen der beiden berühmten Frauen fand etwa 1822/23 in der Vaterstadt der Fanny Lewald, Königsberg i. Pr., statt. Die kaum achtzehnjährige Sängerin entzückte die Königsberger als Emmeline in Weigls Oper „Die Schweizerfamilie". „Am andern Tage", so erzählt Fanny Lewald, „sah ich sie in einer Gesellschaft auf dem Landsitze einer Familie, mit deren Töchtern ich befreundet war. Frauen und Männer umringten sie, wir jungen Mädchen staunten sie aus der Ferne an, geblendet von ihrer Schönheit. Es war ein heißer Sommer. Sie trug ein Kleid von weiß und rosa gestreiftem Taffet, Arme, Hals und Schultern entblößt, die Fülle des blonden Haars in Flechten und Puffen um den prachtvollen Kopf gewunden. Einer der anwesenden Männer neckte sie mit dem tiefen Grübchen in ihrem Kinn. „Ja", sagte sie, „das hat Gott der Herr mir selber eingedrückt. Als ich geschaffen war, gab er mir mit dem Finger einen kleinen Stoß und sprach: Nun geh! nun bist du fertig! — Davon ist das Grübchen mir geblieben."

*

* **Alter Reichtum.** Daß es auch im Mittelalter schon „Millionäre" gab, die sich mit unsern Geldmagnaten vergleichen können, beweist der Bericht eines gewissen Antonio de Beatis, der den Kardinal Luigi d'Aragons auf einer Reise nach Deutschland begleitete. In Nürnberg statteten die beiden auch den Fuggern in ihrem prächtigen Hause, in dem einmal anläßlich eines Reichstages der Kaiser mit seinem gesamten Gefolge untergebracht werden konnte, einen Besuch ab. Was sie da an Pracht und Reichtum sahen, übertraf ihre kühnsten Erwartungen. Wie Antonio berichtet, hatten die Fugger jederzeit 300 000 Dukaten in bar zur Verfügung. Herr Fugger führte die Gäste in eine Kammer und schloß dort einen großen Kasten auf, der bis zum Rande mit Gold und Silber gefüllt war. Er erklärte, daß in dem Kasten 200 000 Dukaten lägen. In anderen Kästen waren in Münzen, ungemünztem Gold, Edelsteinen, Kleinodien und Ketten Schätze im Werte von einer Million aufgespeichert. Danach führte der Hausherr die Gäste auf das Dach, wo sie ein Türmchen vor sich liegen sahen, das von oben bis unten mit lauter Talern eingedeckt war. Herr Fugger erklärte den Fremden, daß auf dem Dache 27 000 Talerstücke lägen. Es kann bezweifelt werden, ob ein heutiger Finanzmann es an „Geldflüssigkeit" mit den alten Fuggern aufnehmen kann.

*

* **Die Kunst des Zubettgehens.** Wir sind zwar sehr stolz auf die Fortschritte, die uns die Technik im Lebenskomfort gebracht hat, aber in so manchen wichtigen Dingen sind wir dafür weiter hinter unseren Vorfahren zurückgeblieben. Zu diesen Annehmlichkeiten, deren wahren Genuß wir verlernt haben, gehört das Zubettgehen. Das Bild stillvergnügter Seligkeit, wie es sich etwa auf Zeichnungen Wilhelm Buschs in dem von hohen Federbetten umrahmten, mit der Zipfelmütze bedeckten Haupte eines Schläfers darbietet, finden wir heute nicht mehr. Die Nachtmütze, die so mollig und behaglich war, und ebenso das niedliche Schlafhäubchen der Frau mit den koketten Bindebändern, sie sind verschwunden, ebenso wie die von weichen Daunen strotzenden Kopfkissen, und das Bett, das uns heute zum allnächtlichen Schlummer einlädt, ist eine kalte, nüchterne, meist metallene Konstruktion mit harter Matratze und glatten Decken, so recht ein Ausdruck unseres „Maschinenzeitalters". Früher dagegen war das von weichen Kissen und Unterbetten schwellende Ruhelager mit seinen geheimnisvoll wallenden Vorhängen, mit dem die rauhe Außenwelt abschließenden Baldachin so recht ein glückliches Paradiesesland, in dem der Schläfer wie in Abrahams Schoß, wohlig umhegt von Wärme und Stille, lag. „Die Kunst des Zubettgehens gehört heute zu den vergessenen Künsten", klagt ein Lebenskünstler, der in einem englischen Blatt die verschwundenen Herrlichkeiten der alten Schlafgemächer von neuem heraufbeschwört. „Und weil wir diese wichtige Kunst vergessen haben, so werden wir mit Schlaflosigkeit geplagt, mit Neurasthenie, Unruhe und anderen Schrecknissen. Unsere Vorfahren wußten, wie man behaglich zu Bett geht. Sie benutzten nicht kleine Bettwärmer und Bettflaschen, die nur ein schmales Stück erhitzen, um den übrigen Teil des Bettes desto eisiger erscheinen zu lassen. Sie verstanden es, das Bett gleichmäßig zu durchwärmen, und benutzten dazu die breite Wärmpfanne, die heute nur noch hier und da als unbenutzte Merkwürdigkeit an der Wand hängt. Die kupfernen Wärmpfannen, die mit glühenden Kohlen gefüllt und mit Tüchern umhüllt waren, um die Bettlaken nicht zu verbrennen, wurden im Bett langsam hin- und hergeführt, bis jeder Zoll erwärmt war, so daß der müde Sterbliche in ein warmes Nest stieg und nicht erst noch lange mit kalten Füßen zu kämpfen hatte. Und diese alten Bettstellen selbst, diese geräumigen breiten, auf festen Füßen ruhenden Wohnungen der Nacht, boten eine Ruhestätte, wie sie die elegantesten Metallbetten von heute nicht bieten können.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.